

CHIMAMANDA NGOZI
ADICHIE

BLAUER HIBISKUS

ROMAN



In den folgenden Wochen klangen die Zeitungen, die wir während der Familienzeit lasen, anders, verhaltener. Auch der *Standard* klang anders; er war kritischer, stellte mehr Fragen als sonst. Selbst die Fahrt zur Schule war anders. In der ersten Woche nach dem Putsch pflückte Kevin jeden Morgen grüne Zweige und steckte sie auf das Auto, oberhalb des Nummernschildes, damit uns die Demonstranten am Government Square durchließen. Die grünen Zweige bedeuteten Solidarität. Allerdings sahen unsere Zweige nie so frisch und leuchtend aus wie die der Demonstranten, und wenn wir an ihnen vorbeifuhren, fragte ich mich manchmal, wie es wäre, mich ihnen anzuschließen, »Freiheit! Freiheit!« zu rufen und den Verkehr zu blockieren.

Wenn Kevin dann einige Wochen später an der Ogui Road vorbeifuhr, sah man Soldaten bei der Straßensperre in der Nähe des Marktes, die herumliefen und ihre langen Gewehre zärtlich im Arm trugen. Ab und zu hielten sie ein Auto an und durchsuchten es. Einmal sah ich einen Mann mit hochoberhobenen Händen neben seinem Peugeot 504 auf der Straße knien.

Zu Hause jedoch änderte sich nichts. Jaja und ich hielten uns immer noch an unsere Tagespläne, stellten uns immer noch Fragen, auf die wir die Antworten bereits wussten. Die einzige Veränderung war Mamas Bauch, der ganz langsam und unauffällig dicker wurde. Zuerst sah er noch aus wie ein Fußball, aus dem Luft entwichen ist, aber am Pfingstsonntag war er unter ihrem rotgoldenen Sonntagswickeltuch bereits so deutlich zu erkennen, dass es sich nicht bloß um die Schicht Stoff darunter handeln konnte oder um das geknotete Ende des Wickeltuches. Der Altar war in demselben Rotton geschmückt wie Mamas Kleid. Rot war die Farbe Pfingstens. Der Gastpriester hielt die Messe in einem roten Gewand ab, das sichtlich zu kurz für ihn war. Er war jung und blickte oft auf, während er das Evangelium las, um mit seinen forschenden braunen Augen den Blick über die Gemeinde schweifen zu lassen. Als er fertig war, küsste er langsam die Bibel. Wenn jemand anders das getan hätte, hätte es vielleicht theatralisch gewirkt, bei ihm jedoch nicht. Es wirkte echt. Er sei gerade zum Priester geweiht worden, erzählte er, und warte darauf, dass man ihm eine Gemeinde zuwies. Er und Pater Benedict hätten einen engen gemeinsamen Freund, und es habe ihn gefreut, als Pater Benedict ihn dazu

eingeladen habe, als Gastpriester bei uns die Messe zu halten. Er sagte jedoch nicht, wie schön unser Altar in St. Agnes sei, mit seinen Stufen, die glänzten wie polierte Eisblöcke. Oder dass es einer der schönsten Altäre in ganz Enugu sei, wenn nicht gar von ganz Nigeria. Im Gegensatz zu all den anderen Priestern, die St. Agnes besuchten, sagte er auch nicht, dass Gottes Anwesenheit hier deutlicher zu spüren sei oder dass die schimmernden Heiligen auf den hohen Buntglasfenstern, die vom Boden bis zur Decke reichten, Gott vielleicht davon abhielten, die Kirche jemals wieder zu verlassen. Dafür stimmte er mitten in seiner Predigt plötzlich ein Igbo-Lied an: »*Bunie ya enu ...*«

Die ganze Gemeinde hielt die Luft an, einige seufzten, andere formten ihre Münder zu großen O. Sie waren an Pater Benedicts spärliche Gottesdienste gewöhnt, an seine näselnden, monotonen Predigten. Langsam fielen sie in den Gesang ein. Ich sah, wie Papa missbilligend die Lippen schürzte. Er blickte zur Seite, um festzustellen, ob Jaja und ich mitsangen, und nickte zustimmend, als er sah, dass unsere Lippen versiegelt waren.

Nach der Messe standen wir draußen vor dem Eingang der Kirche und warteten auf Papa, der einige Leute begrüßte, die sich um ihn scharten.

»Guten Morgen, gelobt sei Gott«, sagte er, und dann schüttelte er den Männern die Hand, umarmte die Frauen, strich den Kleinkindern über den Kopf, kniff den Babys in die Wange. Einige der Männer flüsterten ihm etwas zu, Papa antwortete flüsternd, und die Männer dankten ihm, ergriffen seine Hand mit beiden Händen und schüttelten sie, bevor sie gingen. Dann war Papa endlich fertig mit dem Begrüßen, und nachdem der große Kirchhof, auf dem sich zuvor die Autos gedrängt hatten wie Zähne in einem Mund, fast leer war, gingen wir auf unseren Wagen zu.

»Dieser junge Priester da singt mitten in der Predigt wie einer von diesen gottlosen Anführern in den Pfingstgemeinden, die überall aus dem Boden schießen wie die Pilze. Leute wie er machen der Kirche nur Scherereien. Wir dürfen nicht vergessen, für ihn zu beten«, sagte Papa, während er den Mercedes aufschloss und das Messbuch und das Kirchenblatt auf den Sitz legte. Er wandte sich in Richtung Pfarrhaus, weil wir nach der Messe immer Pater Benedict einen Besuch

abstatteten.

»Lass mich im Auto warten, *biko*«, sagte Mama und lehnte sich an den Mercedes. »Ich spüre, dass ich mich übergeben muss.«

Papa wandte sich um und sah sie an. Ich hielt den Atem an. Der Moment kam mir ewig lang vor, obwohl er wahrscheinlich nur ein paar Sekunden dauerte.

»Bist du sicher, dass du im Auto warten willst?«, fragte Papa.

Mama schaute zu Boden; ihre Hände lagen auf ihrem Bauch, als wollte sie verhindern, dass ihr Wickeltuch sich löste oder dass ihr das Frühstück aus Brot und Tee hochkam. »Mein Körper fühlt sich irgendwie nicht richtig an«, murmelte sie.

»Ich habe gefragt, ob du sicher bist, dass du im Auto bleiben willst.«

Mama schaute auf. »Ich komme mit. So schlimm ist es doch nicht.«

Papas Gesicht blieb unverändert. Er wartete darauf, dass sie zu ihm kam, dann drehte er sich um, und sie machten sich gemeinsam auf den Weg zum Haus des Priesters. Jaja und ich folgten ihnen. Ich sah Mama an, während wir gingen. Bis dahin war mir noch gar nicht aufgefallen, wie verhärtet sie aussah. Ihre Haut, die sonst das geschmeidige Braun von Erdnusspaste hatte, sah so aus, als wäre alle Feuchtigkeit aus ihr herausgesaugt worden, wie die Farbe von rissiger Erde im Harmattan. *Was, wenn sie spucken muss?*, fragte mich Jaja mit den Augen. Ich würde den Saum meines Kleides hochhalten, und Mama konnte sich darin übergeben, damit wir in Pater Benedicts Haus keinen Dreck machten.

Das Pfarrhaus sah aus, als hätte der Architekt zu spät bemerkt, dass er ein normales Wohnhaus bauen sollte, keine Kirche. Der Bogen, durch den man ins Esszimmer ging, erinnerte an den Zugang zu einem Altar; die Nische mit dem cremefarbenen Telefon machte den Eindruck, als könne man hier jeden Moment das heilige Sakrament empfangen; und das winzige Arbeitszimmer, das vom Wohnzimmer abging, hätte ebenso gut eine Sakristei sein können, so vollgestopft war es mit heiligen Büchern, Messgewändern und Ersatzkelchen.

»Bruder Eugene!«, rief Pater Benedict. Sein blasses Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er Papa sah. Der Pater saß am Esstisch und war über eine Mahlzeit gebeugt. Es gab Scheiben von gekochtem Schinken, was nach Mittagessen aussah, aber auch einen Teller mit

gebratenen Eiern, mehr wie zu einem Frühstück. Er bat uns an den Tisch, aber Papa lehnte in unserem Namen ab und ging dann zu dem Pater und sprach leise mit ihm.

»Wie geht es dir, Beatrice?«, fragte Pater Benedict und hob die Stimme, damit Mama ihn aus dem Wohnzimmer hören konnte. »Du siehst nicht gut aus.«

»Es geht mir gut, Pater. Bloß meine Allergien machen mir bei diesem Wetter zu schaffen, wissen Sie, wenn der Harmattan und die Regenzeit aufeinandertreffen.«

»Und ihr, Kambili und Jaja, hat euch die Messe gefallen?«

»Ja, Pater«, sagten Jaja und ich gleichzeitig.

Kurz darauf, ein wenig früher als sonst bei den Besuchen bei Pater Benedict, verabschiedeten wir uns. Papa sagte nichts im Auto, nur sein Kinn mahlte, als knirsche er mit den Zähnen. Wir schwiegen und lauschten dem »Ave-Maria« aus dem Kassettenrecorder. Als wir nach Hause kamen, hatte Sisi für Papas Tee den Tisch gedeckt. Die Porzellantässchen hatten winzige, verschnörkelte Henkel. Papa legte sein Messbuch und das Kirchenblatt auf den Esstisch und nahm Platz. Mama blieb in seiner Nähe.

»Ich schenk dir deinen Tee ein«, bot sie an, obwohl sie das nie tat.

Papa achtete nicht auf sie und goss sich seinen Tee selbst ein, und dann forderte er Jaja und mich auf, einen Schluck zu nehmen. Jaja trank und stellte die Tasse zurück auf die Untertasse. Papa nahm die Tasse und reichte sie mir. Ich hielt sie mit beiden Händen, nahm einen Schluck von dem Lipton-Tee, der mit Milch und Zucker gesüßt war, und stellte sie dann wieder an ihren Platz zurück.

»Danke, Papa«, sagte ich und spürte, wie mir die Liebe auf der Zunge brannte.

Jaja, Mama und ich gingen nach oben, um uns umzuziehen. Der Klang unserer Schritte auf der Treppe war wie die Stille und Feierlichkeit unserer Sonntage: die Stille, wenn wir darauf warteten, dass Papa sein Nickerchen gemacht hatte und wir zu Mittag essen konnten; die Stille der Zeit des Nachdenkens, wenn Papa uns eine Passage aus der Heiligen Schrift gab oder ein Buch eines der frühen Kirchenväter, damit wir es lasen und darüber meditierten; die Stille des abendlichen Rosenkranzes; die Stille im Auto, wenn wir danach zur

Abendmesse führen. Sogar unsere Familienzeit am Sonntag war still, ohne Schachspiele oder Diskussionen über die Zeitung, ganz im Einklang mit dem Tag, an dem man ruhen soll.

»Vielleicht kann Sisi das Essen ja heute einmal allein kochen«, sagte Jaja, als wir am oberen Absatz der geschwungenen Treppe ankamen. »Du solltest dich ein bisschen hinlegen, Mama.«

Mama wollte etwas sagen, aber dann hielt sie inne, schlug die Hand vor den Mund und rannte in ihr Zimmer. Ich blieb noch einen Moment stehen und hörte das laute Würgen tief aus ihrer Kehle, bevor ich in mein Zimmer ging.

Zum Mittagessen gab es Jollof-Reis, faustgroße Stücke *azu*, der so lange gebraten worden war, dass die Gräten ganz knusprig waren, und *ngwo-ngwo*. Papa aß das meiste davon, wieder und wieder tauchte er den Löffel in die würzige Brühe in der Glasschüssel. Schweigen hing über dem Tisch wie die bläulichschwarzen Wolken mitten in der Regenzeit, nur unterbrochen vom Zwitschern der *ochiri*-Vögel draußen. Jedes Jahr kamen diese Vögel, bevor der erste Regen fiel, und nisteten in dem Avocadobaum direkt vor dem Esszimmer. Manchmal fanden Jaja und ich heruntergefallene Nester auf dem Boden, Nester aus verschlungenen Zweigen, getrocknetem Gras und den winzigen Stückchen Faden, die Mama mir ins Haar flocht und die die *ochiri* aus der Mülltonne im Hinterhof pickten.

Ich war als Erste mit dem Essen fertig. »Ich danke dir, Herr. Danke, Papa. Danke, Mama.« Ich verschränkte die Arme und wartete, bis alle fertig waren und wir beten konnten. Dabei sah ich niemandem ins Gesicht, sondern blickte auf das Bild von Großvater, das an der Wand gegenüber hing.

Als Papa mit dem Gebet begann, bebte seine Stimme mehr als sonst. Zuerst dankte er für das Essen, dann bat er Gott, denen zu vergeben, die versuchten, seine Pläne zu durchkreuzen, die ihre eigenen Bedürfnisse an die erste Stelle setzten und sich geweigert hatten, seinen Diener nach der Messe zu besuchen. Mamas »Amen!« hallte laut durch den ganzen Raum.

Nach dem Mittagessen war ich in meinem Zimmer und las das 5. Kapitel aus dem Brief des Jakobus, weil wir während der Familienzeit